

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(Nachdruck verboten.)

(4. Fortsetzung.)

Sonntagmorgen auf dem Lande. Die Dorfstraße ist sauber gekehrt, der Arbeitslärm verstummt, dafür sprechen die Kirchenglocken, eifrig himmelnd oder würdevoll dröhnend, ihre eindringliche Sprache. Da tut auch der biedere Landmann den Alltag von sich, fährt in die blankgewischten Stiefel und zieht mit dem Festtagsrock einen anderen Menschen an. Auf dem freien Platz vor der Kirche entfaltet sich reges Leben, und es ist nicht schwer zu erkennen, wer sich in der Gemeinde eines besonderen Ansehens erfreut. Klar und offen liegt das Leben jedes einzelnen vor den Augen seiner Nachbarn, hier lauern nicht, wie in dem verworrenen Großstadtdasein, verborgene Abgründe, hier ist nur der wohlge-litten, der zu keiner üblen Nachrede Grund gibt.

Dies ungefähre war der Inhalt der Rede, mit der sich Frau Gina an ihre Begleiter wandte. Stolz und Freude erfüllte sie, daß es ihr und ihren Lieben in so vollendetem Maße gelang, die andächtigen Blicke der Gemeinde abzulenken und auf sich zu ziehen. Sie fühlte sich durchaus als Gutsherrschaft und tauschte leutselige Begrüßungsworte mit der Schimmelwirtin und der Witwe Führgut. Diese waren alsbald von neugierigen Nachbarinnen umringt, und selbst Herr Krähuber sah sein sonst wenig beachtetes und angesehenes Korbmacherdasein von einem Abglanz des Interesses umgeben, das die Neuzugezogenen erregten.

Als die Männer aus dem Seehaus zu einem wohlverdienten Frühschoppen im „Schimmel“ Einkehr hielten, füllte sich dortselbst die Gaststube so sehr, als sei es Pfingsten oder Himmelfahrt, nicht ein ganz gewöhnlicher Sonntag, an dem die meisten Hausväter sonst auf dem nächsten Weg heimzuwandern pflegten. Dem Fischerbauern, als dem Tonangebenden des Ortes, oblag es in erster Linie, sich den Städtischen artig zu erweisen, sie gründlich nach ihren Umständen und Absichten auszuforschen, mit einem Worte die Honneurs zu machen. Daß sowohl Hollweck als Mohr keine Landfremden waren und man sich daher gegenseitig wohl verständlich machen konnte, erleichterte die Eröffnung freundschaftlicher Beziehungen. Herr Rante nämlich war aus irgendeinem sehr fernen Lande daheim gewesen, aus Sachsen oder Pommern, obwohl sich sonst gar nichts gegen ihn sagen ließ. Es folgte die Frage nach seinem jetzigen Befinden, wie es Martin vorkam, von einem schlauen Augenzwinkern begleitet, und daß er gar nichts darüber zu erzählen wußte, ja, Herrn Rante nie gesehen hatte, bereitete den Bichelbergern eine sichtliche Enttäuschung. Aber alles in allem schien die Gemeinde nach dem Vorgang des ehrengeachteten Fischerbauern geneigt, in Hollweck einen vollwertigen Ersatz für Herrn Rante zu sehen.

Nun streckten die Burschen und jüngeren Männer die Hälse, denn Frau Hollweck und Guttrune traten in die Stube, Arm in Arm, und wie sich's heute gehört, gleich einer dunklen und einer blonden Schwester, von denen die erste das kürzere Röschchen trug. Sie kamen vom Postbüro, wo sie ein Schreiben an jene Frau

Ministerialdirektor Gaedeke aufgegeben hatten, die etwas schwer von Entschluß schienen. Erst gestern hatte ein Expresbrief, dessen Zustellung des weiten Weges halber 1.50 Mark gekostet hatte, die dringlichen Anfragen gebracht, ob beim Seehaus Tennis und Golfplatz vorhanden, die Lust für angegriffene Nerven gut und eine Tausch im Pensionspreis mit inbegriffen sei. Man hatte den Brief wahrheitsgemäß beantwortet. Punkt eins leider negativ, zwei und nach einigem Zögern auch drei bejahend; nun würde sich ja zeigen, ob sie wollte oder nicht.

Gina mahnte zum Aufbruch; es war besser, die heranziehende Mittagshiße am See als auf dem langen und schattenlosen Heimweg zu genießen. Nach vielfachem Händeschütteln und nachdem man Frieder mit etwas lädiertem Sonntagsstaat im Kuhstall eingeholt hatte, setzte sich die Kolonne in Bewegung. Aber bald kam sie wieder zum Stehen. Denn am Eingang des Dorfes, wo die Straße in scharfer Biegung aus dem freien Felde einmündete, drängte sich eine aufgeregte Menge von Weibern und Kindern um ein großes, hellgrau lackiertes Auto, dasselbe mit jornigen Ausrufen und Gebärden bedrohend und am Weiterfahren hindernd. Aber alles Geschrei hinweg klang das Keifen der jaundürren Moserin, welche die Trümmer ihrer weißen Lieblingshenne dem verbrecherischen Fahrer vor der Nase hin- und herschwang. Es ist schwer zu sagen, was die rache-durstige Versammlung mehr reizte: die eiserne Ruhe, mit der dieser, die Hände fahrtbereit am Steuer, geradeaus blickte, oder die aufregende Tatsache, daß sein Angesicht über dem weißen Leinenanzug schwarz war — so schwarz, als nur ein Schwarzer sein kann.

Frau Hollweck griff erschrocken nach dem Arm ihres Mannes. Auch dieser hatte die Lage erfasst, als er den kleinen alten Herrn erblickte, der umgeben von Koffern, Schachteln, Dedeln und Kissen im Fond des Wagens saß und ebenso jornig wie vorn die Moserin von hinten auf den unglücklichen Chocolat einschrie.

Wenn es auch nicht gerade angenehm war, den erwarteten oder vielmehr noch nicht erwarteten Gast in dieser Lage anzutreffen, — die Pflicht gebot, ihm beizuspringen. Er drängte sich also durch die gaffenden Dorfbuben und legte seine Hand auf den Wagen Schlag: „Hallo, Herr van Dongern!“ Der fuhr herum, starrte ihn wie eine himmlische Erscheinung an und umklammerte dann seine Hand. „Oh, gut! gut, daß Sie kommen. Diese Kaffern hier! Lassen ihre Hühner auf die Straße, statt sie zu hüten. Ihre Schuld, wenn was passiert! Brauche den Platz! Weg frei!“

„Und überhaupts, da maar ma ja 's Leben nimmer sicher — und die best Veghenn is's gweisen. Und da dürrt a so a Kerl, a so a schwarzer, greislischer, grad hergehn und ein zammfahren — na, da gibts nix, dös mach i advocatisch!“ Die Moserin war in den meisten Kanzleien der nahen Kleinstadt ebenso bekannt als gefürchtet.

Martin schob seinen Freund vor. „Du, das ist was

für dich." Van Dongerns Hände streckten sich nach ihm aus. „Oh, der Doktor! Kommen Sie, helfen Sie!“

Der Fall war ja nicht sehr schwierig und Dr. Mohr nicht umsonst wegen seiner klugen Vergleiche bekannt. Nach einigem Zureden suchte van Dongern zuerst unter Fluchen vergeblich seine Brieftasche und entnahm ihr, als er sie endlich hatte, einen Geldschein. Die Auglein der Moserin funkelten, sie fuhr rascher darauf los wie nur je die Verstorbene auf einen fetten Bumm — ein wenig schimpfte sie noch, der guten Form halber, dann verschwand sie eiligst hinter ihrem Gartenzaun, gefolgt von den neidischen Blicken ihrer Nachbarinnen.

„Schreckliches Weib!“ stöhnte der blaurote Piet und kratzte sich den Kopf. „Ist das hier immer so?“

„Im Gegenteil, die Leute sind alle durchaus anständig und gutmütig“, versicherte ihm Gina und schüttelte ihm zur Begrüßung die Hand. „Aber was machen Sie denn eigentlich hier?“

„Was? Ich? Zu Ihnen will ich. Ganz natürlich.“

„Ich habe Ihnen aber doch noch nicht telegraphiert!“

„Eben deswegen. Es dauerte zu lange. Konnte nicht mehr in meinem Hotel bleiben. Es gab unangenehme Zwischenfälle.“

In diesem Augenblick drängte sich Frieder herbei, der den Schwarzen einer eingehenden Betrachtung unterzogen hatte. „Mutter, der Mann ist ja gar nicht aus Schokolade, ich habe eben dran geschleckt!“

Van Dongern fuhr zusammen. „Was ist das hier?“ fragte er und zog sich zurück, als fürchte er eine Spinne.

„Das ist Frieder, unser jüngstes Kind“, sagte Gina nicht ohne mütterlichen Stolz, und Frieder reichte mit treuem Engelsblick seine rundliche, nach dem Kuhstall duftende Biote.

„Kinder!“ rief van Dongern. „Sie haben Kinder! Warum haben Sie das nicht gesagt?“

„Ich sehe nicht ein, was Ihnen das ausmacht. Abgesehen haben Sie auch gar nicht darnach gefragt. Das hätten Sie unbedingt tun müssen.“

Van Dongern war von Ginas strengem Ton zerknirscht. „Allerdings“, stotterte er, „ich sehe, wenn Sie Kinder haben — allerdings ich bin daran schuld.“

„Nicht daß ich wußte!“ fiel Martin ein und kniff Gina in den Arm. Gutrune wurde dunkelrot.

„Haben Sie auch Kinder?“ fragte van Dongern sie ängstlich.

„Ach Unsinn!“ schnitt Gina energisch ab. „Sie ist ja selbst eines davon.“

„Oh, sie macht nichts, gar nichts, sie kann bleiben“, versicherte Piet, bemächtigte sich ihrer Hand und küßte sie. „Nur das da“, er wies auf Frieder, der stand und abwechselnd ihn und Chocolat anstarrte, „könnte man das nicht beseitigen?“

Frau Hollwed stieß einen Schrei aus und riß Frieder schühend an sich.

„Ich meine natürlich nur für einige Zeit, so lange ich da bin.“

Frau Hollwed ging in Kampfstellung: „Mich von Frieder trennen! Sie wissen nicht, was Sie sagen. Sie denken wohl, daß die Zungen Ihnen lästig fallen könnten?“

„Oh, Sie haben viele?“ van Dongern wich ängstlich zurück.

„Nur noch einen Großen, der erst in ein paar Tagen zum Ferienbeginn nachkommt. Sie werden sehen, daß Sie gar nichts von den beiden merken werden! Meine Kinder sind wohlgezogen und werden sich nur nützlich machen.“

Gutrune wandte sich errötend zur Seite. Früher hatte sie die Mutter, die sich gern in unbegründete Überzeugungen hineinredete, gelegentlich berichtigt. Aber das führte nur zu Zusammenstößen und half doch nicht.

Van Dongern seinerseits schien zwar nicht ganz überzeugt, aber er fühlte sich verpflichtet, durch Aufmerksamkeit wieder gutzumachen, was er unfreiwillig an Kränkung verübt hatte. Mit höflichen Worten lud er die Damen ein, in seinem Wagen zum Seehaus zurückzufahren. Gina sah zweifelnd auf das hochgetürmte Gepäck. „Aus!“ befahl Piet und fing selbst an, die zu oberst liegenden Stücke ins Freie zu befördern. Koffer, Schach-

tehn, Kissen und Decken türmten sich bald neben der Straße. „Dies kann hier liegen bleiben. Chocolat holt es nachher. Wie weit ist der Weg?“

„Zu Fuß eine schwache Stunde.“
Er lächelte mitleidig. In zehn Minuten ist Chocolat wieder hier. Los, Choc! Zum Teufel, auf was wartest du noch!“

Martin versuchte einen Einwand. „Aber wenn nun etwas wegstommt.“

„Ihre Frau sagt, die Leute hier sind ehrlich“, erwiderte stirnrunzelnd Piet. Martin sah Gina kopfschüttelnd an, die hinter van Dongerns Rücken mit dem Zeigefinger an ihre Stirn tippte. Dann sprang der Motor an, und in wenigen Sekunden war der Wagen auf der bußkumstandenen Landstraße um eine Biegung verschwunden.

Mohr lachte. „Nun können wir auf den Kram aufpassen, bis der Schwarze wiederkommt. Nachdem deine Frau sich so lebhaft für die Ehrlichkeit der Bevölkerung einsetzt, fällt es unbedingt auf uns zurück, wenn nachher etwas fehlt.“ Und er entzündete sich behaglich eine Zigarre.

„Lange kann er nicht ausbleiben“, tröstete Kurt Reichenbach. „Bei dem Tempo.“

„Liegt er vielleicht schon irgendwo im Straßen-graben“, vollendete Hollwed mit düsterer Miene. „Ich sage euch, mir graust vor diesem Sommer. Der Piet ist erst einer; aber wenn ich bedenke, daß wir sieben Fremdenbetten haben, und daß Gina sicher nicht ruhen wird, bis sie alle befehzt sind . . . was werden wir noch alles erleben!“

Kurt, der sich begreiflicherweise bei den Eltern seines Mädchens angenehm zu machen wünschte, versuchte zu trösten. Aber er hatte kein rechtes Glück damit. Schon die Tatsache, daß dieser lange und durchaus erwachsene Mensch ihn beharrlich Vater titulierte, seit man ihm mit der Aussicht auf engere Familienzugehörigkeit das „Du“ gestattet hatte, gab Hollwed jedesmal einen schmerzhaften Riß. Und dann lag ihm von all den gefürchteten Zerengästen niemand so schwer im Magen als Herr und Frau Reichenbach, die nun auf Ginas dringende Einladungsbriefe ihren Besuch angekündigt hatten. Einmal mußte man sich kennen lernen, gewiß, aber ihm eilte es gar nicht, denn ihn erfüllte nun einmal ein tiefes Mißtrauen gegen diese Familie, an die er über kurz oder lang sein geliebtes großes Mädchen abliefern sollte.

Gottlob, da nahte, gestärkt durch einen kleinen Frühschoppen und mit sich und der Welt zufrieden, der wädere Krähuber im schönsten Sonntagsstaat. Natürlich hatte er bereits vom Eintreffen des höchst merkwürdigen Gastes gehört, denn die Kunde von seiner dicken Brieftasche und dem unverdienten Glücksfall der Moserin verbreitete sich mit Windeseile im sonntäglich müßigen Dorf. Es brauchte also nicht viel Zuredens von Hollwerks Seite, daß er den Wächtposten bei van Dongerns Gepäc übernahm, unter hohen und heiligen Schwüren, es wie seinen Augapfel zu hüten. Man trug ihm zugleich, dem ortsunkundigen Chocolat auf dem Heimweg die für ihn bereitgestellte Unterkunft und einen zur Garage ernannten nahen Stadel zu weisen, vertraute ihm Frieder an, der die Freude der bevorstehenden Autofahrt kaum erwarten konnte — und dann machten sich die drei Männer auf den Heimweg.

(Fortsetzung folgt.)

Jetzt liegt die Sommer Sonne auf dem reifen Feld . . .

Jetzt liegt die Sommer Sonne auf dem reifen Feld
Im goldenen Staat.

Ein Senfen Dengeltakt, der fern die Stunden zählt,
Mahnt an die Mahd.

Die Grillen geigen irgendwo mit schrillum Ton

Ein eigen Lied,

Und zwischen gelben Roggenhalmen steht der Mohr

In Reih und Glied.

Er färbt die Wogen wunderbar mit grellem Rot

Gleich frischem Blut.

Und um den Aker raunt es weh von letzter Not

In Sonnenglut.

Ludwig Ries.

Der tödende Gedanke.

Von Heinrich Heis.

Der alte Artist war hoffnungslos krank ins Spital gekommen. Ein unruhig durchwogtes Leben hatte seine Kraft gebrochen, Not und Entbehrung wirkten mit, sie vollends aufzuwecken. Aus seinen Fieberreden aber kündigte sich noch ein Anderes, etwas von Qual und Vorwurf ferner Schuld. In einer Stunde klarer Besinnung forderte er, den Arzt sprechen zu dürfen, und da sein Wunsch Gewährung fand, begann er sein Geständnis.

„Ich fühle, daß mein Leben zu Ende geht“, sagte er. „Doch ich will nicht sterben, ehe ich mir ein Erlebnis von der Seele geredet habe, das noch niemand erfährt. Mich selbst hat es nimmer losgelassen, hat mich überallhin verfolgt mit Reue und Pein, denn meine Schuld hat einst das Glück zweier Menschen vernichtet, und doch weiß ich nicht, ob ich wirklich schuldig bin.“

Viele Jahre sind schon vergangen, ich war jung und lebensfroh und glaubte, in meinem Beruf noch Tüchtiges zu leisten, denn allabendlich flog mir der Beifall der Menge entgegen, wenn ich auf ungestaltetem Pferd in die Manege raste. Aber einmal stürzte ich, ein Huftritt zerhieb mir die Schulter, und es war aus mit aller Herrlichkeit. Krumm und schief taugte ich nicht mehr zum Springer und Jongleur auf dem schraubenden Zelter, doch an dem Zirkus hing mein ganzes Herz — wohin sonst hätte ich als ungelehrter Invalid auch gehen sollen? — und da wurde ich der Clown, der Spätmacher, der den Tollpatsch spielen und mit seinen plumpen Sprüngen, seinen Witz, seinem grellgeschminkten Gesicht die Zuschauer zum Lachen bringen mußte.

Es war wohl viel Bitterkeit in meinen Scherzen, denn ich fühlte mich vom Leben geächtet und verstoßen und sah voll Neid die leuchtende Jugend, kühn und keiner Gefahr bewußt auf dem Pferde Rücken oder dem hohen Seil. Wie diese andern so hatte man auch mich vor wenig Monaten noch bewundert, und nun war ich ein Krüppel, gut genug, als Spätmacher belacht zu werden, wenn ich auf meinem Esel Reitskunkstüde, die ich einst selber gezeigt hatte, läppisch nachahmte.

Mein Herz freilich war noch so jung, daß es nicht von aller lieben Hoffnung lassen wollte. Es schlug für die schöne, schwarzhaarige Margot, die Schulleiterin, der ich als komischer Partner beigegeben war. Und weil wir uns als echte Kameraden verstanden, weil sie freundlich dankte für ein paar kleine Dienstleistungen, die ich ihr erwies, glaubte ich Narr, ihrem Herzen nicht gleichgültig zu sein und einen winzigen Teil wenigstens meiner Liebe auch bei ihr zu entdecken. Ich war immer um sie bemüht, und sie hatte wohl Mitleid, ließ mich meine Aufdringlichkeit nie entgelten. Aber Ricardo, der Meister am fliegenden Trapez, der gleich mit um Margot warb, fuhr mich bisweilen rauh und höhnisch an; sie ließ ihn schweigen, und ich blieb noch immer hoffend und ahnungslos. Bis ich eines Tages die Beiden zufällig in der Garderobe übertr. sah bei zärtlichem Geplauder: da wußte ich, wie im Spiel der Manege, war ich auch im Leben und in der Liebe nur bestimmt, der Tollpatsch zu sein, der Clown, den keiner ernst nahm und über den man lachte, wenn ihm alles mißriet. Ich sah den andern, geschmeidig und gewandt, den kraftvoll-schlanken, sehnigen Körper abgezeichnet in dem engen Tricot, und verhöhnnte grimmig meine Torheit, daß ich Krüppel in den schlotterigen Hosen, der viel zu langen Weste, mit dem häßlich bemalten Gesicht des Clowns, mir eingebildet hatte, es mit jenem Stolgen und Umschwärzten aufnehmen zu können.

In mein Herz fraß sich wilder, sinnloser Haß der Enttäuschung, der Erniedrigung. Ich wollte an dem Menschen Rache nehmen, der mich um mein Glück betrogen hatte, und fühlte nichts anderes mehr als diesen Haßgedanken einer dunkel gärenden Bosheit. So kam der verhängnisvolle Abend. Ricardos Vermählung mit Margot war im Zirkus viel besprochen worden, und keiner wohl außer mir trug Schlimmes gegen das junge Paar im Sinn. Wir wollten die große Stadt, darin unser Gastspiel stattfand, am nächsten Tag verlassen, da erbot sich Ricardo, vielleicht im Übermaß seiner sieghaften Lebensfreude, vielleicht, weil er durch die Sensation noch einmal den Zirkus bis zum letzten Platz zu füllen dachte, den großen Sprung vom Trapez ohne das gewohnte Schutznetz auszuführen.

Margot hatte, wie ich später hörte, mit unablässigen Bitten versucht, Ricardo von seinem Vorhaben abzubringen; sie zeigte alle Furcht der Liebenden Frau, und wenn er sie auch verlächte, heimlich wurde vielleicht gerade ihre zitternde Besorgnis für ihn ein Grund der Unsicherheit. Aber er konnte nicht mehr zurück, er glaubte seine Ehre verpfändet, nachdem das Wagnis schon öffentlich verkündet und von der

Behörde freigegeben war. Ich stand in meiner närrischen Kleidung am Eingang der Manege, sah hinter den Vorhängen der Tür die Liebenden Abschied nehmen, bis sich Ricardo heftig losriß, in den Tusch der Musik und den brausenden Beifall sprang, grüßte und flinten Föhne die Strickleiter erkletterte. Der Rärm der Runde dämpfte sich zu atemlosem Schweigen. Margot, noch in ihrem Reittleid, war dicht neben mir, die Lippen blaß und schmal verkniffen, ihre Schultern zuckten vor Erregung.

Nun schwang Ricardo hoch droben unter der Kuppel im Trapez. Jedes seiner sicheren, oft gezeigten Kunststücke hatte unter den neuen, gefährlicheren Umständen Beifallsalven im Gefolge. Dann kam der Sprung. Ricardo saß auf der schwebenden Stange, überschlug sich kreisend, hing an den Händen und gab mit seiner Bewegung den letzten, starken Stoß vor dem Abflug. Und schon schwebte der Körper in dem hellblauen Tricot pfeilgerade durch die Kuppel.

Es war wohl der Bruchteil nur einer Sekunde, mir schien die Zeit unendlich lang, so viel schneller jagten meine Gedanken. Ich spürte das atemlose Harren der Menge, Margots zitternde Angst, und da plötzlich raunte ein Dämon mir ins Ohr: Er wird abstürzen. . . Hell auf loderte mein Haß. Mir war, als hielte ich sein Leben in diesem Augenblick in der Hand, als könnte ich ohnmächtiger Krüppel mit meinem Willen den vernichten, der mein Glück zerbrochen hatte. Nur ein winziger Fehler in der Berechnung des Fluges, eine falsche Bewegung des Körpers genügte. . . Ich dachte nicht, daß ihm so oft schon der gefährliche Sprung gelungen, ich wiederholte immer stumm, wie eine böse Zauberformel: Er wird stürzen. Er wird zerquetscht in der Manege liegen, und ich werde über ihm triumphierend stehen, ich, den alle verlachen, der Clown, der Krüppel!

Ich sah ihn stürzen, ehe er fiel. Ich hörte das entsetzte Geschrei und war nicht einmal verwundert, denn es klang mir wie Angstschrei jener Zuschauer, die ich zu Zeugen meiner Phantasie, meiner körperhaft ausnehmenden Gedanken gemacht hatte. Erst als ich Margots gellenden Laut vernahm, sie sinken sah und in den Armen auffing, begriff ich, mein Traum war in die Wirklichkeit übergesprungen, mein Gedanke hatte die Macht gehabt, zu töten. Wie einen schwarzen Pfeil hatte ich ihn in die Höhe geschandt, er traf, riß den fliegenden Körper wie einen Raubvogel nieder aus der Luft und schnellte dann auf mich zurück. Während die Stallmeister und Bedienten in die Manege rannten, den zerquetschten Leichnam aufzuheben, während ich Margot in die Garderobe tragen half, fühlte ich schmerzhaft, wie viel anders nun die Wahrheit war als die Vorstellung der Rache; ich darf ehrlich bekennen, nichts lebte mehr in mir von bösem Triumph, nur fürchtbares Erschrecken, Grauen, das der Mensch empfinden mag, dem einmal bestimmt ist, zerstörendes Schicksal zu sein. Tief bohrte sich der rückfliegende Pfeil in meine Brust, und ungelindert von den Jahren brannte seitdem seine Wunde.

Das Sprechen wird mir schwer, das Wenige, was zu sagen bleibt, ist bald erzählt. Margot wurde von heftigem Fieber befallen, wochenlang kämpfte sie zwischen Leben und Tod; ich wagte nicht, sie wiederzusehen, meinte, sie müsse mir wie einem Verdammten den Fluch der Schuld von der Stirn ablesen. Sie genas wohl nach langem Siechtum, aber ihr Geist blieb verwirrt. Niemals konnte sie den grauenvollen Anblick des tödlichen Sturzes verwinden.

Ich bin der Clown geblieben, der Spätmacher mit gequältem, zerrissenem Herzen. Auch mir ward kein gnädiges Vergessen zuteil, tausendmal wieder erlebte ich jene Sekunde fürchterlicher Nacht meiner tödenden Gedanken. Meine Rache hatte mir nichts zurückgeschenkt, mich nur elender gemacht, meine Seele verstümmelt, wie vordem der Anglist, fall meinen Körper. Ich wollte mich beruhigen an dem Glauben, alles sei doch ohne mein Zutun geschehen, Ricardo wäre gestürzt, auch wenn ich fern gewesen, seinen Haß gegen ihn getragen, denn mein Gedanke allein konnte ihn nicht aus dem blauen Flug durch die Kuppel niederreißen. Aber ist nicht der Gedanke, mit aller gesammelten Spannung gedacht, eine Kraft, so sicher wirkend, als hätte ich mit verbrecherischer Hand die Halsklammern am Trapez gelöst, nur ein anderer Weg, gefahrlos und unbeweisbar? Helfen Sie mir, Doktor! Mein ganzes Leben habe ich gegrübelt und bin doch die Qual des Schuldgefühls nicht los geworden. Sie hörten meine Beichte. Sprechen Sie mitleidslos Ihr Urteil: Bin ich schuldig?

Der Sterbende schwieg, schwer atmend, der Arzt legte besänftigend die Hand auf seinen Arm: „Niemand wird Sie anklagen. Wer deutet die geheimen Beziehungen von Wunsch und Wirklichkeit? Waren Sie schuldig, ein Leben voll peiniger Reue hat Sie entführt. Und würden wir Menschen nach unseren Gedanken gerichtet, welcher wäre frei von Schuld?“

Invalide.

Von Erich Karl Schmidt.

Die ersten Tropfen fallen, erblickend, Menschen und Hunde fliehen um die Wette, auch die Vögel suchen ein schützendes Laubdach. Lange vor uns, mit Organen ausgerüstet, die wir nicht kennen, sind die kleinen flüchtigen Tiere verschwunden, die den Regen mehr zu fürchten haben als wir alle: die Schmetterlinge, Libellen, Käden, all die Insekten, denen ein erblickender Tropfen vielleicht den Tod bedeutet.

Ich trete unter einen jungen Baum, aus dessen vielfachen Ästen das Blattwerk sich zu einem dichten Dach zusammenschließt, jenseits des Weges steht ein gleicher Baum, in dessen saftigem Grün ein junges Mädchen Zuflucht findet.

Die Tropfen bilden schon gleitende Schnüre, als noch ein kleines Lebewesen umgeschüpft im Freien herumschwankt. Es ist ein Hautflügler, eine Imme. Das Tierchen hat einen langen, dünnen Leib wie ein Schmetterling, darüber, rechts und links, je zwei glashelle Flügelpaare und vorn zwei lange Fühlhörner; die hießen schon früher Antennen, als das Wort noch nicht so populär geworden war. Dieses Lebewesen mit den Antennen wird jedoch, fürchte ich, niemals populär werden, obwohl es auch ein Wunder ist

Es segelt also im Regen herum, ein wenig wie trunken, es schwankt beträchtlich, ich warte ihm entgegen zu, es solle nur unter mein Buschwerk kommen, ich täte ihm nichts, nein, ich sei nicht nur ein Freund der nützlichen Tiere, als da sind Hund, Schwein, Rind und so fort, sondern ich liebe, nimmere schon ein wenig gealtert und sichtlich geworden, auch jene Wesen, denen der Mensch einen Zweck in der Natur nicht eigentlich zuschreibt, weil er sie nicht zu fressen vermag ...

Aber obwohl das Innlein noch immer mit dem Luftweg kämpft, meiner Einladung nicht schnurstracks folgt, sondern im Zickzack schwebt, muß ich doch voll Bewunderung sehen, daß es von keiner dieser erblickenden Schnüre getroffen wird. Es segelt zwischen den Regensäden herum und hält dennoch Kurs, es folgt meinem heftigen Wunsch und landet endlich, endlich auf der Unterseite eines Blattes dicht vor meiner Nase.

Ich bräde ihm meine Freude mit gedämpft stürmischen Worten aus, sage, daß es nicht gut sei, im Regen zu lustwandeln, daß man sich ja immerhin auch verspäten könne, daß selbst ich, als Mensch, keinen Schutz besäße, ich spreche sanft zu dem Tierlein, das sich, im Winde, mit vier oder sechs Beinen, die Zoologen werden es genauer wissen, an dem Baumblatt krampfhaft festhält.

Aber — seltsamer Erfolg meiner Worte! — die Zweige drängen jenseits des Weges tun sich auf, und das fremde Mädchen lächelt blauäugig aus dem grünen Gezweig. Sie glaubt, da wir allein sind, meine Worte wären an sie gerichtet, sie kann ihren Sinn nicht recht verstehen, wie sie auch meine kleine Imme nicht zu erkennen vermag. So zeigt sie mir wenigstens mit einigem Stolz, daß sie keine so häßliche Puppe sei in ihrem regengrauen Mantel, nein, sie habe ein falterhelles Kleid darunter an. Doch leider kann ich mich ihr nicht widmen. Denn ich habe etwas entdeckt.

Die kleine Imme vor mir ist verwundet, „lädiert“ sagten wir als Jüngens mit schönklingendem Fremdwort, wenn uns gewisse Schmetterlinge nicht gefielen. Der rechte untere Flügel meiner Imme ist gebrochen, das kleine Aberneth zertrümmert, was muß sie für Schmerzen gelitten haben. Das Flügellein ragt, mit geborstenen Rändern, quer am Leib empor, statt, wie die andern gesunden Flügel, glatt sich anzuschmiegen. Meine Imme ist krank, ein Invalide, und nirgends ist ein Immedoktor in der Nähe.

Dazu bedenke man meine erbarmungslosen Gefühle, als ich das Tierlein im Regen schwanken sah, meinen Verdacht, meine schonungslosen Vergleiche mit einem trunkenen Schmetterling.

Ich möchte die kleine Imme streicheln, weil sie verletzt und von mir noch gekränkt ward, doch ich fühle voll Scham, wie grob ich als Mensch geartet bin. Ich habe gar keine Möglichkeit, gutzumachen, was ich verbrocht, ich kann nur eins tun: recht still sein, um das arme Wesen nicht zu verjagen.

Und so stehe ich denn wie ein Standbild, halte den Atem an und sehe mitteilend, wie die langen Fühlhörner, Antennen genannt, nervös unter dem Blattdach herumrudern, wie der kranke Flügel zuweilen zuckt und die Beine sich krampfhaft im Winde festklammern.

Ich bin schon beglückt, daß die Imme mich barbarischen Menschen nicht flieht, sondern ruhig vor meiner Nase sitzen bleibt. Ich freue mich, daß der Regen aufhört, und nur vereinzelte Tropfen, allerdingens mit Hylophenwucht, auf das Blattdach fallen.

Aber schließlich hört auch der Tropfenfall auf, die Sonne lächelt, ein Regenbogen rundet sich bunt, die Imme röstet ab und segelt zu ihrer Familie, um sich verbinden und pflegen zu lassen, auch ich gehe rüstig, doch voller Gedanken davon und höre noch, wie dem jenseitigen Gebüsch elastische Fäße entspringen, nicht ohne daß ein kleines Lachen, gekränkt, wohl etwas höhnisch gar, hinter meinem Rücken einherklingt

Das Geheimnis der Welt.

an einer Rose dargetan.

Von Max Habel.

Auf dem Waldgrunde wachsen von den Tagen des Paradieses her die wilden Rosen, die Rosen mit den scharfen Dornen und den vielen Blättern und den schlichten Blüten. Sie sind dort wenig mehr als gefälliges Unkraut, die wilden Rosen, und der Wanderer beachtet sie kaum. Aber von Zeit zu Zeit durchstreifen Jüngens den Wald, die sind von den Gärtnern ausgeschiedt, nach Rosen dort zu suchen. Und sie graben diese wilden Rosenstöcke aus dem uralten Waldgrund und tragen sie in die Stadt und der Gärtner setzt sie dann in die Gartenerde, und wenn das Frühjahr kommt oder der Sommer, dann verebelt er diese wilden Stöcke vom uralten Waldgrund und dann erscheinen diese Stöcke alsbald im Schmud prunkender Rosenkronen. Nein, das haben sich diese Stöcke vom uralten Waldgrund in ihren längsten Nächten nicht träumen lassen, daß sie einmal im Stadtgarten prunkten und prägen werden, festlich leuchtende Wunder der Natur.

Ja, aber nun geschah es, daß plötzlich, aus der Tiefe der Wurzeln heraus, unbändig, frech und vorzüglich, mächtige Triebe streben, taube, unnütze Triebe, die nur Blattwerk und grausame Stacheln tragen. Ja, aus den schlanken Stämmen selbst wie aus den Wurzeln schlagen taube, unnütze Triebe, Wildheit vom uralten Waldgrunde noch, Blattwerk und Stacheln. Und nun verfinstert sich so ein Rosenstock im gepflegten Stadtgarten das Edle und Uedle aus einer Wurzel.

Und wer will, kann es das Gute und das Böse nennen.

Denn die schönen, edlen Rosen sind wie das Gute in der Welt, sie schimmern und strahlen und tun den Augen und Herzen der Menschen wohl.

Und die tauben Triebe am Stod, die blütenlosen: sie sind wie Unkraut und nehmen ihm nur Kraft. Und zieren ihn nicht und verhäßlichen ihn.

Sie sind wie das Böse in der Welt, das, tausendfach ausgerottet, tausendfach wiederkehrt.

Und das Gute und das Böse, oh Geheimnis: hier erblickt es aus gleicher Wurzel!

Wenn der Stod die ersten Knospen ans Licht schickt, die zarten Kugeln, die dann immer mehr an Leiblichkeit gewinnen und endlich die Farbenblüte aus sich gebären: Ja, wenn die ersten Knospen am Stod erscheinen, dann erscheint pünktlich im Mai auch die Rosenlaus und legt ihre Eierchen genau dorthin, wo die Brut nachher vermehrt ihrer feinen Nüsselchen die süße Rosenmilch aus den schmalen Stengelhälsen, an denen die Knospen sitzen, schlürfen kann.

Eine Rosenlaus ist ein vollendetes Wunder an Mechanik. Alles ist da, der Ortsinn, die Klugheit, die Apparate und Flügelchen. Gott hat auch die Rosenlaus als liebender Vater geschaffen. Er reicht ihr die Nahrung in der Rosenmilch, das ist der kostbarste Saft, der, aus den Wurzeln aufsteigend, der Knospe zubestimmt ist, daß sie werde und wachse und die Bauberblume entfalle. Ja, aber nun sitzen rund um die Stengelhälse die kleinen Rosenläuse, transparentes Jungvolk, das einen endlosen Durst hat. Es trinkt den Saft, der die Knospen nähren soll, und trinkt ihn den ganzen Tag. So verborstet die Knospe, so wellt sie, schrumpft, wird braun, fällt ab.

Der Mensch wartet vergeblich auf die Bauberblume. Sie wird niemals duften. Sie wurde in ihrem Wachstum getötet, von Läusen um ihr Leben betrogen, von Parasiten ausgelogen.

Das sagt der Mensch. Denn der Mensch kennt die Läuse. Er kennt ihren Charakter und ihr Werk. Und er erklärt: „Diese Läuse sind böse. Sie zerstören das Gute. Sie zerstören das Schöne. Nämlich: die Rosenknospen.“

Und Gott hat die Läuse mit der gleichen Liebe geschaffen wie die Rosenknospen. Und vielleicht liebt er die Läuse ebenso wie die Rosen. Denn er läßt beide gedeihen — immer wieder. Und vielleicht von Ewigkeit her bis in die Ewigkeit.

Aber der Mensch ist anderer Ansicht: er sieht die Rose in Herrlichkeit und die Laus als widerliches Insekt. Und er entscheidet: „Die Rose soll leben, die Laus muß sterben!“

Und greift zur Tabaklösung.

Die Tabaklösung ist tödlich. Aber nur für die Laus. Die Rose wird durch sie gerettet.

Und so bestimmt der Mensch, was gut ist und was böse ist. Denn vor Gott ist vermutlich kein Ansehen des Geschöpfes, wie kein Ansehen der Person.

Und was ist das Geheimnis der Welt an einer Rose dargetan? Daß das Gute verwurzelt ist im Bösen und das Böse verwurzelt ist im Guten, wie der Tag hervorgeht aus der Nacht und die Nacht hervorgeht aus dem Tag.

Und daß der Mensch erkennt, was gut ist und was böse ist, nach dem, wie es ihm nützt oder schadet, gefällt oder nicht gefällt.

Und daß ein Uragrund ist, aus dem alles ward, ein Geist, in dem alles webt, ein Sinn, in dem alles beschlossen liegt.